

# Ist er Verursacher oder Sündenbock?

**Turin** Am Montag fällt das Urteil im Asbest-Prozess gegen den Ex-Industriellen Stephan Schmidheiny



Wollen Genugtuung: Vor dem Justizpalast von Turin demonstrieren Asbestopfer und ihre Angehörigen.

MARCO TONINO/EPA/KEY

VON DOMINIK STRAUB, ROM

«Asbest – wir wollen Gerechtigkeit!» steht jeweils auf den Transparenten, welche die Opfervereinigungen aus halb Europa mit nach Turin bringen, wenn am seit über zwei Jahre dauernden «Jahrhundertprozess» gegen Stephan Schmidheiny eine wichtige Verhandlung ansteht. Auch am kommenden Montag, am Tag des Urteils, werden wieder Hunderte, wenn nicht Tausende ehemalige Eternitarbeiter und Angehörige von Asbestopfern zum Justizpalast von Turin strömen – und die gleiche Forderung erheben: Gerechtigkeit.

Beim Prozess gegen den ehemaligen Besitzer der Schweizer Eternit-Gruppe geht es um unendliches Leid: Der Turiner Staatsanwalt Raffaele Guariniello wirft Schmidheiny vor, für den Tod von 2056 Menschen und die Erkrankung von 833 Menschen verantwortlich zu sein.

Die meisten Opfer stammen aus Casale Monferrato im Piemont, wo die grösste der insgesamt vier italienischen Eternitfabriken stand, die einst zur Familienholding der Schmidheiny gehörten. In der Kleinstadt, die in den italienischen Medien auch «Stadt des Sterbens» oder «Stadt des Todes» genannt wird, sterben auch heute noch jedes Jahr rund 50 Menschen an Lungenkrebs und Brustfelltumoren, obwohl die Fabrik schon 1986 geschlossen wurde.

## Der Höhepunkt kommt noch

Das liegt an der langen Latenzzeit der von Asbest ausgelösten, sehr oft tödlich verlaufenden Krebserkrankungen: Zwischen dem Einatmen der gefährlichen Steinfasern und dem Ausbruch der Krankheit vergehen bis zu 40 Jahre. Weil die Asbestverarbeitung europaweit erst Anfang der 1990er-Jahre verboten wurde, erwarten Experten den Höhepunkt der Zahl der Asbest-Toten erst in den Jahren zwischen 2020 und 2025.

Die Faser ist längst zum gesundheitlichen GAU, zum «grössten anzunehmenden Unfall» der Industrie geworden: Die Internationale Arbeitsorganisation ILO rechnet bis 2050 weltweit mit 10 Millionen Toten. Derzeit sterben jährlich rund 100 000 Menschen an den Folgen der Asbestverarbeitung; davon 10 000 in Europa und etwa 100 in der Schweiz.

Am Pranger steht eine Industrie, welche mit dem einst als Wunderwerkstoff geltenden Asbestzement Milliarden verdiente und in einzelnen Ländern weiterhin verdient. Teil dieser tödlichen Branche war auch die Schweizer Industriellenfamilie Schmidheiny. Die Besitzer der Schweizer Eternit-Gruppe hatten im Jahr 1973 die Mehrheit an den italienischen Eternitwerken übernommen und diese bis zu deren Konkurs 1986 behalten. Beim Werk in Casale Monferrato besass zuvor der belgische Baron Jean-Louis De Cartier die Aktienmehrheit; der 90-jährige steht in Turin ebenfalls vor Gericht. Stephan Schmidheiny war 1976 als 29-Jähriger von seinem Vater Max mit der Führung der Eternit-Gruppe betraut worden.

## Risiko bewusst verschwiegen?

20 Jahre Zuchthaus fordert Staatsanwalt Guariniello für Schmidheiny und den belgischen Baron. Er wirft ihnen die absichtliche – nicht etwa die fahrlässige – Verursachung eines Desasters sowie eventualvorsätzliche Tötung vor: Die beiden Besitzer hätten bei der Asbestverarbeitung nicht einfach ein hypothetisches Risiko in Kauf genommen, sondern seit den 1960er-Jahren um das tödliche Risiko der Asbestverarbeitung gewusst und es den Arbeitern bewusst verschwiegen, um weiterhin Profite machen zu können. Um des Profits willen hätten sie auch jegliche Sicherheitsmassnahmen zu-

**«Sie haben das Risiko akzeptiert, und sie akzeptieren es bis heute.»**

Raffaele Guariniello, Staatsanwalt, im Juli 2010

gunsten der Arbeiter unterlassen, glaubt Guariniello anhand von meterdicken Akten beweisen zu können. «Sie haben das Risiko akzeptiert, und sie akzeptieren es bis heute», betonte Guariniello im Juli in seinem Plädoyer.

Ganz anders stellt sich die Tragödie aus Sicht des Angeklagten dar. Schmidheiny habe die sich häufenden Warnungen seitens der Wissenschaft sehr wohl ernst genommen und als weltweit einer der ersten Industriellen den Ausstieg aus der Asbestverarbeitung eingeleitet, betont sein Sprecher Peter Schürmann. Kaum habe



Stephan Schmidheiny HO

Schmidheiny die Führung der Eternitwerke im Jahr 1976 übernommen, habe er auf die nasse Verarbeitung der Asbestfasern umgestellt, was die Staubentwicklung und damit das Gesundheitsrisiko massiv reduzierte. Insgesamt habe Schmidheiny den italienischen Eternit-Managern «die damals enorme Summe von 73 Milliarden Lire» (ca. 50 Millionen Franken; Red.) geschickt, um die Sicherheit der Arbeiter zu erhöhen, betonte Schmidheiny's Anwalt Astolfo Di Amato gegenüber der az. «Das ist kaum vereinbar mit der absichtlichen Herbeiführung eines Desasters.»

## Den Vorschriften weit voraus

Ausserdem habe Stephan Schmidheiny in Italien keine operative Führungsposition gehabt und mit den italienischen Fabriken auch nie Geld verdient, betont Schürmann. Im Gegenteil: Die Investitionen in die Sicherheit hätten schliesslich zum Konkurs der italienischen Werke geführt. Schmidheiny habe dafür gesorgt, dass ab 1986 praktisch alle Eternit-Produkte asbestfrei hergestellt wurden, während die Schweiz und die EU die Asbestverarbeitung erst 1990 und Italien erst 1992 verboten haben. Er sei «den meisten staatlichen Vorschriften weit voraus» gewesen, betont Schürmann. Ab 2001 zog sich Stephan Schmidheiny schrittweise aus allen Funktionen der Familienholding zurück. Er betätigt sich nun als Philanthrop. Unter anderem hat er eine Milliarde Dollar in einen Fonds gegeben, mit welchem nachhaltige und wohltätige Projekte in Südamerika finanziert werden.

Schmidheiny's Verteidiger Di Amato, einst selber Richter und heute Rechtsprofessor und Spezialist für die Asbestproblematik, bezeichnet seinen Mandanten als «Sündenbock». Doch

wie erklärt man den Tausenden von Opfern und Hinterbliebenen, dass sich die italienische Justiz möglicherweise auf den Falschen festgelegt hat und dass ihr Leid und ihre Toten ungeühnt bleiben sollen? «Das ist einer der heiklen Punkte in diesem Prozess: Angesichts der immensen Tragödie wird die Notwendigkeit verspürt, um jeden Preis einen noch lebenden Schuldigen zu finden», sagt Di Amato. Doch der verständliche Ruf der Opfer nach Sühne und Strafe dürfe nicht dazu führen, dass Schmidheiny für Fehler bezahle, die er nicht begangen habe.

## Schmidheiny hat schon bezahlt.

Die öffentliche Meinung Italiens hat das Urteil über Schmidheiny freilich längst gefällt, die Angehörigen der Opfer ohnehin: Die Schmidheiny's waren ab 1973 die Besitzer der italienischen Eternitfabriken, sie haben dort trotz der ihnen bekannten tödlichen Gefahren für die Arbeiter und Anwohner

**«Angesichts der Tragödie wird die Notwendigkeit verspürt, einen noch lebenden Schuldigen zu finden.»**

Astolfo Di Amato, Schmidheiny-Verteidiger

während 13 Jahren weiter Asbest verarbeiten lassen – damit steht ihre Schuld fest. Daran ändert auch nichts, dass Stephan Schmidheiny auf freiwilliger Basis an 1600 Opfer insgesamt 40 Millionen Euro ausbezahlt hat. Über den Betrag kann der Koordinator der Opfervereinigungen, Bruno Pesce, nur lachen: «Warum hat Schmidheiny seine Milliarde in Südamerika und nicht hier gespendet? Und warum nicht schon vor 10 oder 20 Jahren? Dann hätte dieser Prozess vielleicht vermieden werden können.»

In der Tat geht es bei dem Prozess auch um viel Geld: Staatsanwalt Guariniello hat zum Prozessauftakt erklärt, dass er einen Schadenersatz von einer Million Euro pro Opfer für angemessen halte. Bei 2056 Toten ergäbe dies eine Summe von über zwei Milliarden Euro. Das Urteil vom Montag wird kaum Rechtskraft erlangen: Die unterlegene Partei wird mit Sicherheit in Berufung gehen.

Gisler



## 130 Prozent Preisdifferenz

Die Frage ist schon fast philosophisch: Dürfen Produkte in der Schweiz teurer sein als im Ausland, weil wir besser verdienen? Sind hohe Preise quasi Garantie für einen insgesamt höheren Wohlstand in der Schweiz im Vergleich zum umliegenden Ausland? Und, wenn ja, um wie viel darf denn der Preis in der Schweiz höher sein als im Ausland?

Seit die Grossverteiler Migros und Coop mit Aldi und Lidl im direkten Wettbewerb stehen und vor allem, seit der Euro so viel billiger geworden ist, kauft wer kann im umliegenden Ausland ein. Dergestalt, dass die Grossverteiler Umsatzeinbusen erleiden und die Preise senken müssen. Mitleid brauchen wir keines zu haben, wie ein Beispiel zeigt: Kürzlich war ich in Deutschland in einem edlen Foodgeschäft – alles andere als ein Harddiscounter – und hab mir eher zufällig die Preise für mein Lieblings-Glace-Produkt von Unilever angeschaut: After Dinner. Ein paar Tage zuvor hatte ich bei Coop für Fr. 8.50 eine Packung davon erstanden, was ich gefühlsmässig teuer fand. Die gleiche Schachtel war im deutschen Edelladen für 2.99 Euro zu haben, also umgerechnet und aufgerundet Fr. 3.70. Daraus ergibt sich von unten gerechnet (ist ja ein ausländisches Produkt) eine Preisdifferenz von satten 130 Prozent.

Man mag das als ungeheuerlich abtun, Fakt ist: Unilever bzw. Coop kann in der Schweiz mehr als das Doppelte verlangen und erreicht dennoch – das ist der entscheidende Punkt – einen zufriedenstellenden Absatz. Genügend Konsumenten sind bereit, für die Süßigkeit stolze Fr. 8.50 zu zahlen. Übrigens: Die 2.99 Euro waren kein Aktions-, sondern ein regulärer Preis. Konkret: Der Glace-Gigant verdient unter dem Strich offensichtlich mehr, als wenn er höhere Mengen bei tieferen Margen absetzt.

Nun wissen wir aus diesem Preisvergleich zwischen Deutschland und der Schweiz natürlich nicht genau, was Coop im Einkauf für After Dinner bezahlen muss. Einkaufspreise sind bekanntlich ein gut gehütetes Geheimnis. Könnte es sein, dass Coop satte 130 Prozent draufschlägt? Bei aller Abgebrühtheit von versierten Händlern: Das glaube ich nicht. Undenkbar ist aber auch, dass Coop sich mit bescheidenen fünf Prozent Marge zufrieden gibt. Die Wahrheit liegt irgendwo dazwischen. Doch weil Coop via die deutsche Rewe an einer europäischen Grosseinkaufsmacht angeschlossen ist, wird Coops Marge für dieses Luxusprodukt aber hoch sein.

Auf einem andern Blatt steht, ob solche Riesenmargen taktisch klug sind. Sie bestätigen, dass in den hiesigen Detailhandelspreisen offensichtlich noch viel Spielraum nach unten steckt. Der Wohlstand bricht deswegen also noch nicht zusammen.

Markus Gisler ist Wirtschaftspublizist und Kommunikationsberater.

wirtschaft@azmedien.ch